

MATTHES
& SEITZ
BERLIN
PAPER.
BACK

Yan Lianke

LENINS KÜSSE

Roman

Aus dem Chinesischen
von Ulrich Kautz

Matthes & Seitz Berlin

VORWORT *Das Rauschen des Seelenbluts*

Die Schriftstellerei macht mir keine Freude mehr.

Ich befasse mich damit schon seit fast drei Jahrzehnten, doch seit etwa zehn Jahren spüre ich weder nach getaner Arbeit noch während des Schreibens irgendein Glücksgefühl. Dass ich dennoch Tag für Tag weitermache, liegt einzig daran, dass mein Alter und meine Gesundheit mir die Wahl eines anderen Berufs nicht erlauben.

Ebenso wie ich Nahrung zu mir nehme, um am Leben zu bleiben, schreibe ich, um mir zu beweisen, dass es mich noch gibt, dass ich atme und mich bewege und mich mit meinen Freunden und Lesern austausche. Dass ich noch den Wunsch und die Möglichkeit habe, freimütige Gespräche zu führen. Sollte ich eines Tages nicht mehr schreiben, so bin ich nicht gestorben, sondern rede nur nicht mehr mit anderen oder möchte mich zu dieser Welt nicht mehr äußern.

Denn beim Anblick dieser real existierenden Welt blutet mir die Seele.

Dort, wo ich herkomme, haben wir nicht nur die Großeltern schon vor langer Zeit zur letzten Ruhe gebettet. Auch meinen Vater bedeckt seit mehr als zwanzig Jahren der gelbe Löß; ich

fürchte, wenn ich jetzt in sein Grab hineinschaute, wären seine sterblichen Überreste mitsamt dem Sarg bereits wieder zu Erde geworden. Meine Mutter ist ebenfalls schon über siebzig; mich überläuft es jedes Mal kalt, wenn ich daran denke, dass ihre Tage gezählt sind. Dann verfall ich in langes Schweigen und spüre, wie das langsam verrinnende Leben unschlüssig innehält. Die ältere Schwester, der große Bruder, meine Neffen und Nichten, sie alle stehen mir vor Augen, wenn ich schmerz erfüllt an jenes Fleckchen Erde denke. Ich habe immer gehofft, es möge ihnen ein bisschen besser gehen als den Menschen in ihrer Umgebung, doch meine Schriftstellerei kann für sie nicht mehr sein als das schwache Licht, mit dem man versucht, die Dunkelheit zu erhellen. Letztlich bleiben sie stets die, die sie immer waren, und auch ihr beschwerliches Leben bleibt unweigerlich das, was es ist: ihr Schicksal.

Das chaotische Beijing, wo ich mit meiner Familie lebe – allein die Sorge für Frau und Sohn und deren Lächeln geben mir das Gefühl, überhaupt eine Beziehung, eine äußerst fragile Beziehung!, zu dieser Megastadt und dem ganzen Hauptstadt milieu zu haben. Sonst wäre das Verhältnis zwischen Beijing und mir wie das zwischen der Wüste und einem einsamen Kamel, das in ihr umhertrottet. Als ich im Jahre 1989 eines Nachts auf der menschenleeren Chang'an-Straße – der hauptstädtischen Ost-West-Magistrale – unterwegs war, war ich noch voller Erwartungen, war gierig nach Beijing wie die aufgehende Sonne nach der Welt. Jetzt aber empfinde ich eine vage Abscheu, ein Entsetzen über die ausufernde Stadt und das Straßengewirr.

Von den ersten Anfängen meiner tastenden Wahrnehmung an bis etwa zu meinem vierzigsten Lebensjahr zitterte ich stets vor Angst bei dem Gedanken an den Tod. In den letzten Jahren begann ich allmählich, dem Tod ruhig und gelassen ins Auge zu sehen.

Im August vor zwei Jahren lief ich in Beijing einmal ganz

allein auf den Schienen der U-Bahn-Linie 13 außerhalb der Fünften Ringstraße. Die Abendsonne brannte auf mich herunter, und mir kam plötzlich der Gedanke, ich könnte mich doch auf die Schienen legen. Tatsächlich blieb ich eine ganze Weile dort stehen, und erst als der Zug hinter mir heranbrauste und das Scheppern von Eisen und Stahl in meinem Schädel dröhnte, verließ ich das Gleis, ohne Eile.

Als ich im vorigen Jahr mit einem Freund eine Wanderung in die Duftberge westlich der Hauptstadt machte und auf dem Gipfel stand, stellte ich mir vor, wie es wäre, in den Abgrund zu springen, hinein in die verlockend schöne Szenerie am Fuß des Felsens.

Und es ist noch gar nicht lange her, dass ich an meinem Schreibtisch saß und über einen Obdachlosen schrieb. Als ich zufällig aufstand und ans Fenster trat, sah ich direkt vor unserem Haus einen Autounfall. Plötzlich kam mir der Gedanke, dem Mann in meiner Geschichte fehle gar keine Wohnung, sondern er habe die Richtung in seinem Leben verloren und vegetiere nun aus purer Lebensgier dahin, ohne den wahren Heimweg zu erkennen, wie er sich ihm in Gestalt eines tödlichen Verkehrsunfalls anbietet.

Natürlich werden mich derlei Gedanken, die mir durch den Kopf schießen, kaum zu einer Änderung meines Weges bewegen. Ich weiß, ich werde friedlich weiterleben, und sei es nur um meines Sohnes und meiner Angehörigen in der alten Heimat willen. Ich will mich noch oft von den Leuten dort mit dem vertrauten Wort *Onkel* begrüßen lassen. Dennoch, der Tod hat offenbar seinen Schrecken für mich verloren. Ich meine sogar, der Gedanke an den Tod hat etwas Tröstliches; kommt er mir jetzt, so wüsste ich nicht zu sagen, ob das etwas Gutes ist oder etwas Schlechtes.

Es gab Zeiten, da spürte ich den starken Drang, vor der Realität, mit der ich konfrontiert bin, auszuspucken oder ihr

einen Schlag in die Magengrube zu versetzen. Heute aber, wo die Realität schmutziger und chaotischer ist denn je, würde ich wohl nicht einmal hinschauen oder mich aufregen, wenn sie sich vor aller Augen ausbreitet.

Liebe und Güte, selbst wenn sie nur wie ein vereinzelt Blättchen sprossen, waren einst für mich wie der leibhaftige Frühling. Jetzt aber könnte es rings um mich her grünen und blühen, ich würde alles für ein Trugbild halten, das mir der Winter vorgaukelt.

Den Mut, der Realität in die Magengrube zu schlagen, hätte ich immer noch, nicht aber die Kraft dazu. Und vor der Güte möchte ich niederknien wie vor den Gräbern meiner Ahnen, doch wer sagt mir, was das ist – wahre Güte? So vergieße ich nun beim Schreiben in aller Stille mein Seelenblut, lasse all die groben oder feinen, treffenden oder überflüssigen Wörter – das Rauschen des Blutes, das aus meiner Seele dringt – zum Grund und zum Wesen meines Schreibens werden, nicht ohne stets die Treffsicherheit dieser Wörter kritisch zu hinterfragen.

Mitte der Neunzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, als eine erste Sammlung meiner Werke erschien, hatte ich deren Unzulänglichkeit beklagt und geschrieben, wie traurig mich das macht. Mehr als ein Jahrzehnt später bin ich nicht mehr wegen meiner Arbeiten traurig; jetzt ist es einzig diese Welt, die Tatsache, dass ich nur über sie schreiben kann, die mich mit Trauer und Resignation erfüllt. In den Büchern, die ich damals schon veröffentlicht hatte, gab es viele Wiederholungen und Ungeschicklichkeiten, doch war alles tief empfunden und wahrhaftig. Für meine heutigen Texte aber, in denen ich sozusagen mit Schaum vor dem Mund den Lesern als Kritiker gegenüberetrete, schäme ich mich nicht mehr; ich mache mir keine Vorwürfe mehr, denn ich bin fest überzeugt, dass meine Romane nichts anderes sind als das Gurgeln des Blutes, das aus meiner Seele strömt.

Aufpassen muss ich allerdings und klären, ob ich nach dem endlichen Versiegen meines Seelenbluts das bisschen Knochenmark, das dann in meinem noch lebenden, aber fast schon eingetrockneten Körper verbleibt, zu meiner letzten Tinte machen kann. Ob ich imstande sein werde, den Schreibstift aus der Hand zu legen und wirklich zu verstummen, wenn ich keine Kraft mehr habe, zu den Menschen zu reden.

1.7.2007

BUCH 1

DIE WURZELFASERN

KAPITEL 1 *Es ist heiß, es schneit, die Zeit ist krank*

Schaut euch das bloß an: Mitten im heißesten Hochsommer, wo die Menschen sowieso schon nicht gut drauf waren, keinen Grund zur Freide¹ hatten, schneite es auch noch. Ein Warmer Schneesturm³ war das.

Über Nacht wurde es wieder Winter. Vielleicht hatte der Sommer so schnell Reißaus genommen, dass der Herbst gar keine Zeit hatte, an seine Stelle zu treten, ehe der Winter herbeieilte. In der Hundstagshitze dieses Jahres geriet die Abfolge der Jahreszeiten gründlich durcheinander, die Zeit spielte verrückt. Über Nacht waren alle Regeln, alle Gesetze wie weggeblasen, und es schneite.

Jawohl, die Zeit war krank, sie war verrückt geworden. Dabei war der Weizen schon reif. Sein warmer Duft erfüllte die Luft und wurde jetzt von dem Schneegeköber erstickt. Die Leute von Shouhuo⁵ hatten sich zum Schlafen nackt auf ihre Betten gelegt und fächelten sich mit steifen Palmblatt- oder elastischen Papierfächern Kühlung zu, ohne sich mit dem Laken zuzudecken, das neben ihnen lag. Ein jeder aber tastete schlaftrunken nach seinem Laken, als in der zweiten Nachthälfte der Wind einsetzte. Obwohl sie nun zugedeckt waren,

merkten die Leute, dass ihnen die Kälte in den Körper kroch und in den Eingeweiden zwickte. Sie standen auf und kramten aus der Truhe die Winterdecke hervor.

Bei Tagesanbruch, als sie die Haustür aufmachten, riefen die Frauen wie aus einem Mund: »Herrje, es hat geschneit! Sommerschnee – und so viel!«

Die Männer traten vor die Tür, stutzten gleichermaßen und seufzten: »Scheiße, Sommerschnee! Wieder ein Hungerjahr!«

Die Kinder dagegen jubelten, als wäre schon wieder Neujahr: »Oh! Es hat geschneit! ... Oh! Es hat geschneit!«

Die Ulmen, Lederhülsenbäume, Blauglockenbäume und Pappeln, alle Bäume im Dorf, lagen unter dickem Weiß. Schneit es im Winter, sind ja nur die Äste und Zweige weiß, jetzt im Sommer aber häufte sich der Schnee auf dem üppigen Laub und bildete richtige Hügel, sodass die Bäume aussahen wie aufgespannte weiße Schirme, riesengroß und flauschig. Von den Blättern, für die die Last zu schwer war, rutschte der Schnee herunter, schlug mit dumpfem Plopp wie Teigbatzen auf dem Boden auf und zerbarst in lauter glitzernd weiße Klümpchen.

Dieser Sommerschneesturm zur Reifezeit des Weizens verwandelte viele Gäue⁷ in den Balou-Bergen in eine weiß schimmernde Winterwelt. Unter dem dicken Schnee waren die ursprünglich deutlich voneinander abgesetzten Kornfelder nun eine einzige weiße Fläche. Die vom Schnee flach gelegten Weizenhalme schmiegt sich traurig an die Erde, und die paar Ähren, die hervorlugten, wurden meist vom Halm gerissen, durcheinandergewirbelt und unter dem Schnee begraben, als wäre ein Sturm über die Täler und Hänge hinweggefegt. Vom Berggipfel oder vom Feldrand aus konnte man noch den Weizen riechen, ganz schwach wie den Duft von Räucherwerk im Begräbniszelt, nachdem der Sarg hinausgetragen wurde.

Schaut nur: Mitten im Hochsommer war alles zugeschneit, alles ringsum war eine einzige unberührte weiße Fläche.

Die ganze Welt war in strahlendes Weiß getaucht.

Unnötig zu sagen, dass eine Naturkatastrophe wie dieser Schneefall im sechsten Monat dieses Wuyin-Jahres (das heißt, im Juli 1998 nach dem Neuen Kalender) schwerwiegende Folgen für die Bewohner von Shouhuo und alle anderen Menschen im Tal zwischen den Bergen hatte.

Erläuterungen

¹ *Freide*: Das Wort *Freide* (chinesisch *shouhuo*) wird in den nordchinesischen Dialekten, besonders häufig aber im Westen der Provinz Henan und in den Balou-Bergen, ganz allgemein im Sinne von *Freude*, auch (*Freude am*) *Sex*, gebraucht. Für die Menschen im Balou-Gebirge schwingt in *Freide* noch etwas mit: *bittere Freude* oder *schmerzliches Vergnügen*. Es beinhaltet also beides, des Lebens Lust und des Lebens Last.

³ *Warmer Schnee*: Ein Dialektwort für *Schnee im Sommer*. Die Menschen in jener Region bezeichnen den *Sommer* oft als *Warmes Wetter*, daher die Wendungen *Warmer Schnee*, *Warmes Schneegeriesel* beziehungsweise *Warmer Schneesturm*. Es schneit zwar nicht oft im Sommer, aber aus den lokalen Chroniken und Annalen weiß man, dass es immer wieder vorkommt. Es gibt sogar Zeiten, wo mehrere Jahre hintereinander von *Warmem Schnee* im Hochsommer berichtet wird.

⁵ *Shouhuo*: Der Name Shouhuo bedeutet *Freide*, siehe dazu die vorstehende Anmerkung 1. Es heißt, die Entstehung des Dorfes geht zurück in die Zeit der Großen Umsiedlungen während der Ming-Dynastie, als die Bevölkerung der Provinz Shanxi unter der Regierung des Hongwu-Kaisers (1368–1398) und des Yongle-Kaisers (1403–1424) ihre von Naturkatastrophen und

Kriegen verwüstete Heimat verlassen musste. Damals wurde ein Gebot erlassen, dass von einer vierköpfigen Familie nur ein Mitglied, von einer sechsköpfigen zwei und von einer neunköpfigen drei Mitglieder zurückbleiben durften. Die Familien ließen in der Regel die Alten und Gebrechlichen zurück, während die Jungen das Gros der Umsiedler stellten. Jeden Tag machten sich Tausende und Abertausende auf den Weg, und alle weinten beim Abschied bitterlich. Als nach einiger Zeit der Widerstand gegen die Zwangsumsiedlung immer stärker wurde, erließ der Kaiser ein Edikt, wonach alle Umsiedlungsunwilligen sich innerhalb von drei Tagen unter dem großen Japanischen Schnurbaum in der Kreisstadt Hongdong einzufinden hätten; Umzugswillige sollten zu Hause alles Weitere abwarten. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und ganz Shanxi machte sich eilends auf nach Hongdong. Es wird von einem jungen Mann berichtet, der aus kindlicher Pietät seinen blinden Vater und den älteren Bruder, einen Gelähmten, der sich von Geburt an nicht aus eigener Kraft auf den Beinen halten konnte, auf einem Schubkarren zum Treffpunkt unter dem Großen Japanischen Schnurbaum brachte und dann selbst nach Hause zurückkehrte, um die unvermeidliche Umsiedlung abzuwarten.

Nach drei Tagen, als sich in Hongdong ein riesiger Menschenauflauf gebildet hatte, trat die Ming-Armee auf den Plan und zwang mit brutaler Gewalt die Versammelten, den Weg in die Fremde anzutreten. Die zu Hause Gebliebenen dagegen durften weiter dort ihre Felder bestellen.

Bei der Umsiedlung ging es nur nach der Anzahl der Personen: Egal ob ein Blinder oder ein Lahmer, eine Frau oder ein Kind, abgerechnet wurde pro Kopf. Einem blinden Greis zum Beispiel blieb nichts anderes übrig, als sich mit dem gelähmten Sohn auf dem Rücken in das Heer der Umsiedler einzureihen. Während der Sohn ihm die Richtung wies, bewältigte der Va-

ter mit seinen müden Beinen den beschwerlichen Weg. Viele Tage dauerte der Marsch, der die Menschen von Hongdong in der Provinz Shanxi bis in die Balou-Berge im Westen der Provinz Henan führen sollte. Am frühen Morgen machten sie sich auf den Weg, am späten Abend suchten sie irgendwo ein Nachtlager. Dem Alten schwellen die Beine, die Füße bluteten, und der Sohn auf seinem Rücken weinte vor Verzweiflung und war mehrmals drauf und dran, sich das Leben zu nehmen. Den Weggefährten ging dieser unerträgliche Anblick so zu Herzen, dass sie den kaiserlichen Beamten, der die Umsiedlung beaufsichtigte, anflehten, die beiden gnädig an dem Ort zu lassen, bis zu dem sie sich gerade geschleppt hatten. Dieses Gesuch wurde von den Mandarinen an ihre jeweiligen Vorgesetzten weitergeleitet, bis es schließlich den zuständigen Minister Hu Dahai erreichte. Der aber lehnte brüsk ab und drohte, jeder, der es wage, jemanden freizulassen, werde hingerichtet, seine gesamte Familie in Fesseln gelegt und zwangsweise umgesiedelt.

Diesen Hu Dahai kannten die Menschen in den Provinzen Shandong, Henan und Shanxi nur zu gut. Man wusste, er stammte aus Shandong, hatte in den letzten Jahren der mongolischen Yuan-Dynastie wegen einer Hungersnot seine Heimat verlassen müssen und war durch die ganze Region vagabundiert, bis er am Ende nach Shanxi gelangte. Spukhässlich sei er damals gewesen, erzählte man sich, allerdings von stattlicher Figur, abgerissen gekleidet, aber ein Kämpfer gegen das Böse, ungepflegt, doch stets von soldatischer Haltung. Seine unverblümete Ehrlichkeit sei gepaart mit Kleinlichkeit, und er berste fast vor Energie, fröne aber auch gern dem Müßiggang. Die Menschen waren voller Verachtung für alles, was er sagte und tat, und machten einen großen Bogen um ihn, als wäre er der Teufel selbst. Wenn er sie anbettelte, bekam er selten ein Almosen, sogar wenn die Leute tatsächlich etwas übrig hatten,

und die Türen wurden rasch zugeschlagen, wenn man sich zu Tisch setzte und ihn kommen sah.

Es wird berichtet, dass er eines Tages auf seiner Betteltour durch die Provinz Shanxi völlig ausgehungert und halb verdurstet in die Kreisstadt Hongdong gelangte und ein vornehmes Anwesen – aufwendiger Ziegelbau, geschwungenes Dach, prächtiger Torbogen – erblickte. Dort würde er sich endlich einmal wieder satt essen können, dachte er, und streckte bitend die Hand aus. Doch was geschah? Nicht genug damit, dass der schwerreiche Hausbesitzer ihm keinen Bissen spendierte, er demütigte ihn auch noch, indem er mit einem frisch gerösteten Lauch-Mehlfladen erst seinem Enkel den Hintern abputzte, dann den Fladen einem Köter zum Fraß vorwarf und zum Schluss den Bettler mit den Hunden vom Hof hetzte. Seither hasste Hu Dahai die Leute aus Hongdong.

Von diesem ungastlichen Ort aus gelangte er schließlich in die Balou-Berge in West-Henan, so schwach vor Hunger und Durst, dass er dem Zusammenbruch nahe war. In einer Schlucht stieß er auf eine Strohhütte, wo eine alte Frau gerade ihre frugale Mahlzeit, irgendwelches Wildgemüse und Dampfbrötchen aus grobem Mehl, zubereitete. Statt dem ursprünglichen Impuls zu folgen und sie um eine milde Gabe zu bitten, wandte er sich nach kurzem Zögern zum Gehen. Es stellte sich jedoch heraus, dass die Leute von Henan überaus gutherzig waren. Die Alte hielt Hu nämlich zurück, als sie ihn bemerkte, ließ ihn Platz nehmen, brachte ihm eine Schüssel Wasser, damit er sich frisch machen konnte, und bewirtete ihn dann so großzügig, wie es ihre bescheidenen Mittel zuließen. Nachdem Hu sich satt gegessen hatte, bedankte er sich überschwänglich, doch von der spindeldürren alten Frau kam keine Reaktion. Sie war nämlich taubstumm.

Hu Dahai, der beides erlebt hatte, die Hartherzigkeit der Bewohner von Hongdong und die Großzügigkeit der Menschen

im Balou-Gebirge, beschloss, sich eines Tages an den einen zu rächen und die anderen zu belohnen. In der Folgezeit beendete er sein Bettlerdasein, indem er sich den Truppen Zhu Yuanzhangs, des späteren Begründers der Ming-Dynastie, anschloss. Auf dem Schlachtfeld stürzte er sich mit wildem Kriegsgeschrei in den Kampf, mähte die Feinde nieder wie Gras und geriet dabei mehr als einmal selbst in Lebensgefahr. Seine Heldentaten trugen dazu bei, dass Zhu Yuanzhang schließlich im Jahre 1368 den Kaiserthron besteigen konnte.

Angesichts der durch die Kriegswirren verursachten Verwüstungen klagte der neue Herrscher tief bewegt, die Zentralchinesische Ebene sei nur mehr eine einzige menschenleere Brache, in der sich die Gebeine der Opfer türmten. Es müssten dringend wieder Familien angesiedelt und Felder angelegt werden. Dementsprechend gab er den Befehl zu einer massenhaften Umsiedlung und ernannte Hu Dahai zum dafür verantwortlichen Minister. Der machte das dicht besiedelte Hongdong zu seinem Hauptquartier. So begann der Exodus der Bewohner von Shanxi nach Henan und Shandong. Natürlich gehörten die Familie jenes reichen Geizkragens, der seinerzeit den Teigfladen zum Arschabputzen und zur Hundefütterung verwendet hatte, und die Bewohner der umliegenden Ortschaften zu den ersten Opfern dieser Zwangsmaßnahme: Alt und Jung mussten Haus und Herd verlassen und in die Fremde ziehen; auch die Blinden und die Lahmen blieben nicht verschont.

Als nun Hu Dahai zu Ohren kam, dass sich unter den Umsiedlern, die in jenem Jahr unterwegs waren, ein blinder Greis aus Hongdong befand, der seinen gelähmten Sohn auf dem Buckel schleppte, hatte er kein Mitleid mit dem Mann, sondern war, im Gegenteil, hocherfreut über die Gelegenheit, Rache nehmen zu können, und lehnte das Gnadengesuch brüsk ab. Vater und Sohn mussten sich wieder in den Treck einreihen und sich weiterquälen. Als der Zug der Umsiedler meh-

rere Monate später Henan erreichte und sich durch die Balou-Berge schleppte, brach der Greis unter seiner Last endgültig zusammen. Abermals fanden sich Weggefährten, die bei Hu um Gnade für den Alten und seinen invaliden Sohn baten. Der war drauf und dran, die Fürsprecher des Greises mit seinem Schwert zu töten, da fiel sein Blick auf eine alte Frau: Es war niemand anders als die taubstumme Frau aus den Balou-Bergen, die ihm jenes opulente Mahl vorgesetzt hatte! Sogleich schleuderte er die Waffe weg und fiel vor ihr auf die Knie. Es versteht sich, dass Hu Dahai, gerührt von ihrem stummen Flehen, den Alten und seinen Sohn freigab. Mehr noch, er beschenkte sie reich mit Silbergeld, ließ von einer Hundertschaft Soldaten ein Haus errichten, Land urbar machen und das Wasser des Flusses bis zu den Feldern umleiten. Ehe er weiterzog, sprach er zu der taubstummen Alten, dem blinden Greis und seinem gelähmten Sohn: »In diesem Tal zwischen den Balou-Bergen gibt es jetzt genug Wasser, der Boden ist fruchtbar, ihr habt Silber, und ihr habt Getreide. Ihr könnt jetzt hier leben, eure Felder bestellen und euch des Lebens freuen!«

Von da an hieß die Schlucht »Freid-Schlucht«. Als sich die Kunde von den Taubstummen, den Blinden und den Lahmen verbreitete, die hier gemeinsam ein paradiesisches Leben führten, strömten die Invaliden aus den Nachbardörfern, ja sogar aus weiter entfernten Ämtern und Kreisen herbei, und Blinde, Lahme, Taube, Menschen, denen ein Arm oder ein Bein fehlte – alle, alle wurden von der taubstummen Alten mit Land und Geld beschenkt, sodass sie gut leben, heiraten und Kinder bekommen konnten. Auf diese Weise entstand mit der Zeit ein neues Dorf – Shouhuo. Zwar waren die Nachkommen der Behinderten oftmals erblich belastet, doch sorgte die taubstumme Alte dafür, dass es allen dennoch gut ging und das Dorf seinen Namen zu Recht trug. Die Alte aber wurde seither als Ahnfrau und Schutzgöttin des Dorfes verehrt.

So weit die Überlieferung. Eine Legende nur, eine Legende aber, die jeder kennt.

Aus den Annalen des Kreises Shuanghuai (der Name bedeutet »Zwei Japanische Schnurbäume«) geht hervor, dass das Dorf zwar auf eine sehr lange Geschichte zurückblickt, es aber erst seit circa hundert Jahren Aufzeichnungen darüber gibt. Es heißt dort, Shouhuo sei nicht nur als Sammelpunkt für körperlich Behinderte bekannt geworden, sondern sei auch von großer Bedeutung für die chinesische Revolution, da sich Mao Zhi, eine Kämpferin der Vierten Feldarmee – einer von den sechs Heeresgruppen der kommunistischen Roten Armee –, dort niedergelassen hatte.

Den Annalen zufolge befahl im Herbst des Bingzi-Jahres, 1936, der Befehlshaber der Vierten Feldarmee, General Zhang Guotao, allen verletzten Soldaten, in ihre Heimatorte zurückzukehren. Zhang, der sich insgeheim bereits von der Kommunistischen Partei losgesagt hatte, wollte nämlich nach der Ankunft in der Provinz Shaanxi, wo sich die kommunistischen Truppen nach ihrem Langen Marsch sammelten, nicht nach Yan'an ziehen wie die anderen Truppenteile, sondern weitermarschieren in Richtung Westen. Er befürchtete nun, die vielen Invaliden könnten seinen Vormarsch behindern oder aber – schlimmer noch – nach Yan'an gehen und dort als Zeugen seines Bruchs mit der Partei die Wahrheit offenkundig machen. Kurz nachdem diese Soldaten tränenreich Abschied genommen hatten von ihren Kameraden, mit denen sie Tag und Nacht zusammen gewesen waren und mit denen sie zahlreiche Schlachten geschlagen hatten, gerieten sie in einen Hinterhalt der Guomindang-Armee. Mehr als die Hälfte verlor ihr Leben, und wer überlebte, war nun noch schwerer verwundet als vorher, sodass ihm nichts anderes übrig blieb, als die Uniform aus-zuziehen und sich als Bauer verkleidet in seine Heimat durch-zuschlagen.

Den Kreis-Annalen zufolge war Mao Zhi die jüngste Soldatin in den Reihen der Roten Armee: Als sie zur Truppe stieß, war sie erst elf Jahre alt, und als sie demobilisiert wurde, fünfzehn. Ihr Vater war schon im Guihai-Jahr, 1923, als sie ein Jahr alt war, während des Großen Eisenbahnerstreiks in Zhengzhou, Provinz Henan, eingekerkert und schließlich umgebracht worden. Und ihre Mutter hatte Mao Zhi im Guiyou-Jahr, 1934, verloren, als die Rote Armee unter großen Opfern die Einkreisung ihres Stützpunkts in der Provinz Jiangxi durch die Guomindang-Armee durchbrach und den legendären Langen Marsch antrat. Nun schloss sich das Waisenmädchen den Kampfgefährten ihrer gefallenen Mutter an und wurde schließlich selbst zur Soldatin, als die Einheit ihrer Mutter offiziell der Vierten Feldarmee angegliedert wurde. Bei der Überquerung eines schneebedeckten Gebirges froren ihr sechs Zehen ab, und als sie in eine tiefe Schlucht stürzte, brach sie sich das linke Bein, sodass sie sich von da an nur noch an Krücken fortbewegen konnte.

Die meisten Kriegsverletzten, die aufgrund des Geheimbefehls von General Zhang Guotao von Nord-Shaanxi aus in ihre Heimatorte zurückzukehren versuchten, fanden dabei den Tod oder galten als verschollen, Mao Zhi aber überlebte, weil sie sich in einem ausgehobenen, aber noch nicht belegten Grab verstecken konnte. Doch verlor sie dadurch den Kontakt zur restlichen Truppe. Schließlich gelangte sie als Bettlerin bis nach Henan, in die Balou-Berge. In Shouhuo bemerkte sie, dass die meisten Bewohner Behinderte waren wie sie selbst, und beschloss deshalb, für immer zu bleiben. In den Annalen heißt es, Großmutter Mao Zhi könne zwar keinerlei Beweise für ihre Mitgliedschaft in der Roten Armee beziehungsweise ihre Teilnahme an der Revolution vorweisen, doch sei dies von den Dorfbewohnern, den Menschen im Balou-Gebirge und im ganzen Kreis nie in Zweifel gezogen worden. Mao Zhi habe

der ganzen Gegend Ehre gemacht und es den Bewohnern ihres Dorfes ermöglicht, in der neuen Gesellschaft ein ruhiges, erfülltes Leben voll Glück und Freude zu führen, obwohl sie mehrheitlich (oder besser: sämtlich) Behinderte waren.

In den Kreis-Annalen, die im Gengshen-Jahr, 1980, in überarbeiteter Form veröffentlicht wurden, heißt es im Kapitel *Persönlichkeiten* zu Mao Zhi abschließend, ihr Leben in Shouhuo sei ein glückliches, ebenso auch das der anderen Einwohner des Dorfes; dessen Name *Shouhuo* treffe also voll zu.

⁷ *Gäue*: *Gäue* ist ein Dialektwort für *Platz* oder *Ort*; *jener Gäu* wäre also *jener Platz* oder *jener Ort*.

Grundlage der vorliegenden Übersetzung von Ulrich Kautz:
Yan Lianke, 受活 (*Shouhuo*), erschienen 2004 unter dem Titel *Shouhuo*
im Verlag Chunfeng Wenyi Chubanshe, Shenyang, Volksrepublik China
Copyright © 2004 by Yan Lianke

Matthes & Seitz Berlin · Paperback · 082

Erste Auflage dieser Ausgabe 2025

Copyright © 2025

Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstr. 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Für die deutschsprachige Originalausgabe:

Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des

Werkes für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Pauline Altmann, Palingen

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-4535-9

www.matthes-seitz-berlin.de